

Die Blume von Horta.

Erzählung von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nicht der Argwohn des Vaters war es, vor dem die Liebenden am meisten auf ihrer Hut sein mußten, denn der leichtgläubige Pollo hatte sich durch ein einziges Wort Antoniettas überzeugen lassen, daß Rodrigos Verdacht unbegründet gewesen sei. Er schenkte seiner Tochter dasselbe blinde Vertrauen wie zuvor und hatte sich mit dem Geschehenen um so schneller ausgesöhnt, als er durch das Ausbleiben des gefürchteten Unglücks zu dem Schluß gekommen war, daß auch Rodrigo sich wider Erwarten rasch in sein Mißgeschick gefunden habe. Von seinem Mißtrauen also hatten die Liebenden nichts zu fürchten; die Gefahr, die sie bedrohte, kam von einer ganz anderen Seite. — Davon, daß der junge Fischer, statt seinem Gewerbe und seinen Geschäften nachzugehen, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein in den Straßen der oberen Stadt herumstrich, um dem Thun und Lassen seiner einstigen Verlobten nachzuspüren, hatte der ehrliche Pollo ja keine Ahnung. Antonietta hätte es ihm wohl erzählen können, denn für sie war das Beginnen Rodrigos längst kein Geheimnis mehr. Oft genug hatte sie ihn zu ihrem Schrecken gerade da vor sich auftauchen sehen, wo sie seine Anwesenheit am wenigsten vermutete, und seine finstere, drohende Miene, seine düster brennenden Augen hatten sie jedesmal aufs neue mit Angst und Schrecken erfüllt. Wenn sie aber dem Geliebten von den fatalen Begegnungen und von den bangen Sorgen, die dadurch in ihrem Herzen wachgerufen wurden, erzählte, so gab dieser sich immer den Anschein, als ob er dadurch nicht im mindesten beunruhigt werde, aber er unterließ doch nicht, Antonietta zur Behutsamkeit zu ermahnen, und beobachtete für seine eigene Person die äußerste Vorsicht. — Nicht mehr in den ersten Abendstunden, wie früher, sondern nach Mitternacht erst trafen sie an der verstecktesten Stelle des Polloschen Gartens zusammen, und während des ganzen Tages unterhielten sie keinerlei Verkehr miteinander. Henry Briggs war fast immer auf Ausflügen abwesend, und Antonietta verließ das väterliche Haus niemals anders als in Begleitung der alten Paquita. Ein paarmal hatte es sich wohl ereignet, daß sie einander ganz zufällig begegnet waren, aber sie hatten sich dabei mit so kühler Höflichkeit begrüßt, und zumal der Engländer hatte seine Rolle so vortrefflich gespielt, daß selbst der argwöhnischste Beobachter nichts Verdächtiges bemerkt haben würde.

So verfloß die Zeit. Die „Lucy" war inzwischen segelfertig geworden und hatte ihre Reise fortgesetzt, nachdem verschiedene lange, geheimnisvolle Unterredungen zwischen Henry Briggs und dem Kapitän Jones stattgefunden hatten. Unter den Bewohnern von Horta erregte es wohl einige Verwunderung, daß der vornehme junge Engländer, dessen stattliche Erscheinung nachgerade jeder kannte, freiwillig auf der Insel zurückblieb. Aber man hielt ihn für einen Naturforscher und erinnerte sich, daß solche Herren schon öfter aus wissenschaftlichem Interesse längeren Aufenthalt auf Fayal genommen hatten.

Nahezu drei Monate waren nun schon seit dem Tage vergangen, an dem Antonietta zum erstenmal dem geheimnisvollen Zauber unterlegen war, welchen die Stimme des blonden Fremdlings auf sie geübt, und noch immer war der Brief seiner Eltern nicht eingetroffen, der ihn in den Stand setzen sollte, offen um sie zu werben. Sie litt unter der Aufregung dieses vergeblichen Wartens schwer. Wohl bot sie ihre ganze Kraft auf, die Unruhe, von der sie mit jedem Tage mehr erfüllt war,

Trennung der zusammengewachsenen Hindumädchen Radica und Doodica. (S. 91)

vor dem Geliebten zu verbergen, aber ihre Selbstbeherrschung ließ sie doch zuweilen im Stich, und da dem jungen Engländer offenbar nichts so sehr zuwider war als Thränen und Seufzer, hatte es bei ihren letzten Zusammenkünften wiederholt unerquickliche Auseinandersetzungen gegeben.

„Bei Gott, es wird hohe Zeit, daß die „Fenimore" ankommt," sagte Henry vor sich hin, als er nach einem solchen Auftritt die trennende Gartenhecke überstieg, um in seine Wohnung zurückzukehren, „ich werde dieses Abenteuers nachgerade herzlich überdrüssig." . . .

Wie er es in der letzten Zeit gegen seine frühere Gewohnheit beinahe täglich gethan hatte, schlenderte er auch am nächsten Morgen zum Hafen hinab, um sich bei den umherlungernden Leuten in seiner gleichgültigen Art nach den neu eingelaufenen Schiffen zu erkundigen. Diesmal freilich bedurfte es solcher Fragen nicht, denn gerade, als er beim Bollwerk ankam, landete dort ein von vier Matrosen gerudertes Boot, an dessen Steuer der Kapitän saß, den Henry Briggs wohl kennen mußte, da sie höfliche Grüße austauschten, sobald einer des anderen ansichtig geworden war.

„Wartet hier auf meine Wiederkehr!" befahl der Kapitän den Matrosen. „In einer Stunde fahre ich nach dem Schiffe zurück."

Er stieg die Ufertreppe empor, an deren erster Stufe Henry Briggs stand. Sie reichten sich die Hände und wandten sich dann in leisem, eifrigem Gespräche einer der weniger belebten Hafenstraßen zu. Auch dieser Kapitän bewahrte, wie es seiner Zeit Jones gethan, dem jungen Engländer gegenüber eine sehr respektvolle Haltung, und es hatte ganz den Anschein, als ob er nur gekommen sei, um die Befehle des anderen entgegenzunehmen. Nach Verlauf einer halben Stunde schon war der Zweck ihrer Unterhaltung offenbar erreicht, da Henry Briggs stehen blieb, um sich zu verabschieden.

„Bleiben Sie also vor allem eingedenk, daß ich die Insel möglichst unauffällig zu verlassen wünsche," sagte er mit nachdrücklicher Betonung. „Die Leute dürfen nicht vor Eintritt völliger Dunkelheit nach dem Lande rudern und müssen mit ihrem Boote an jener Uferstelle der Bucht warten, die ich Ihnen bezeichnet habe. Wann ich kommen werde, weiß ich nicht; doch wird es jedenfalls noch vor Tagesanbruch geschehen. Und treffen Sie alle Anordnungen, daß die „Fenimore" unbedingt schon in den ersten Frühstunden die Anker lichten kann."

„Und Ihr Gepäck? Sollen nicht einige der Leute in Ihre Wohnung kommen, es zu holen?"

Briggs dachte einen Augenblick nach; dann schüttelte er ablehnend den Kopf. „Das würde sich nicht ohne Aufsehen bewirken lassen. Ich werde das Notwendigste mitbringen, es wird nicht mehr sein, als ich bequem selbst tragen kann. An dem ersten Hafenplatze läßt sich ja leicht alles beschaffen, was ich brauche. Aber noch einmal: Kein Wort zu irgend einem Menschen hier in Horta!"

Damit schieden sie. Briggs unternahm noch einen ausgedehnten Spaziergang nach einigen seiner Lieblingsplätze in den die Bucht umkränzenden Bergen, dann kehrte er in seine Wohnung zurück, und da der Sonnenhitze wegen die Jalousien vor sämtlichen Fenstern herabgelassen waren, war er vollkommen sicher, daß kein unberufener Lauscher erspähen konnte, womit er den Rest dieses Tages hinbrachte.

4.

Nach dem kleinen Zerwürfnis der verflossenen Nacht schien Antonietta heute ihre ganze Anmut und Liebenswürdigkeit aufbieten zu wollen, um jeden Rest von Verstimmung aus dem Herzen des geliebten Mannes zu verscheuchen. Sie war niemals weicher, zärtlicher, hingebender gewesen als an diesem Abend. Mit keinem Worte war von dem Briefe seiner Eltern die Rede, der so lange vergeblich auf sich warten ließ, und mit ängstlicher Sorgfalt vermied sie alles, was er für ein Anzeichen des Mißtrauens oder der Ungeduld hätte nehmen können. In dem Benehmen des Engländers aber war etwas Zerstreutes, Gezwungenes, das dem Mädchen unmöglich entgehen konnte und das sie ersichtlich von Minute zu Minute lebhafter beunruhigte. Ihre Beklommenheit steigerte sich bis zu wirklicher Bestürzung, da er viel früher als sonst Miene machte, das Stelldichein zu beenden, und nun war sie nicht länger im stande, ihm ihre schmerzliche Enttäuschung zu verbergen.

„Warum willst du mich schon verlassen, Henry?" flüsterte sie. „Bist du meiner schon überdrüssig?"



Die deutsche Turnhalle in Johannesburg. (S. 91)

Henry Briggs lächelte und streichelte liebkosend ihre glühende Wange. „Welch ein Gedanke, mein Schatz! Natürlich bin ich nirgends in der Welt lieber als bei dir. Aber ich habe heute weite Spaziergänge gemacht und bin sehr ermüdet."

„Du solltest nicht immer ganz allein in den Bergen herumstreifen, Henry! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es liegt seit einigen Tagen auf mir wie die Vorahnung von etwas Schrecklichem. Und ich hatte in der letzten Nacht einen so furchtbaren Traum. Wenn nun Rodrigo trotz all unserer Vorsicht die Wahrheit herausgebracht hätte! Ich sah ihn im Traume ganz deutlich vor mir — mit wutverzerrtem Gesicht und ein blutiges Dolchmesser in der Hand. O, du kannst nicht ahnen, mit welchen Empfindungen ich erwachte und wie ich mich während des ganzen Tages nach dir gesehnt habe!"

„Du machst dir in der That höchst überflüssige Sorgen, mein Liebling. Wenn du für deine Befürchtungen keine triftigere Veranlassung hast als einen bösen Traum, so solltest du dich ihnen wirklich nicht auf eine so thörichte Weise hingeben. Zum Jammern und Wehklagen ist immer noch Zeit genug, wenn das Unglück geschehen ist."

Antonietta schüttelte heftig den dunklen Kopf. „O dann, dann würde ich nicht mehr jammern und wehklagen — dann würde ich sterben!"

„Nun ja, da wären wir ja richtig wieder bei deinem Lieblingsthema angelangt. Ich fürchte, mein Herz, es ist die Nachtluft, die deinen Nerven übel bekommt, und ich denke, wir thäten beide am besten, uns zur Ruhe zu begeben. Wenn dir die lieben Engelein heute freundlichere Träume bescheren, werde ich morgen hoffentlich wieder eine heitere Miene sehen. Gute Nacht!"

Sie umklammerte mit beiden Armen seinen Hals, als ob sie ihn gewaltsam am Fortgehen hindern wollte; da sie aber die ungeduldige Bewegung seiner Schultern fühlte, gab sie ihn plötzlich frei.

„Gute Nacht!" sagte sie mit völlig tonloser Stimme. „Die heilige Jungfrau nehme dich unter ihren Schutz!"

Wie er es immer zu thun pflegte, geleitete Henry sie durch den Garten bis in die Nähe des Hauses, und erst nachdem sie oben hinter der Glasthür auf der Terrasse verschwunden war, wandte er sich seiner eigenen Wohnung zu. Leicht und elastisch hatte er sich eben über die niedrige Hecke geschwungen, als plötzlich wie aus der Erde emporgewachsen die hohe Gestalt eines Mannes vor ihm auftauchte, der mit einem halberstickten Ausschrei leidenschaftlichster Wut den rechten Arm drohend gegen ihn erhob. Trotz des ungewissen Lichtes sah Henry Briggs deutlich das Blinken eines metallischen Gegenstandes in der Hand des Menschen, und er konnte über die Absichten des Einschleichers so wenig im Zweifel sein wie über die Person desselben. Aber das Plötzliche des Ueberfalls vermochte den jungen Briten seiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit nicht zu berauben. Er war auf dergleichen längst vorbereitet. Gewandt sprang er einen Schritt zurück, und ehe der andere Zeit hatte, einen sicheren Stoß zu führen, traf ihn ein wohlgezielter, furchtbarer Faustschlag, wie ihn mit gleicher Kraft und Sicherheit nur ein im Boxen geübter Sohn Albions zu führen vermag. Der Schlag saß mitten im Gesicht, so daß Rodrigo — denn er war der Angreifer — mit dumpfem Schmerzenslaut zurücktaumelte.

„Behalte das zur Erinnerung!" rief ihm Briggs zu. „Vielleicht finden dich die Mädchen von Horta mit deiner zerschlagenen Nase begehrenswerter als zuvor."

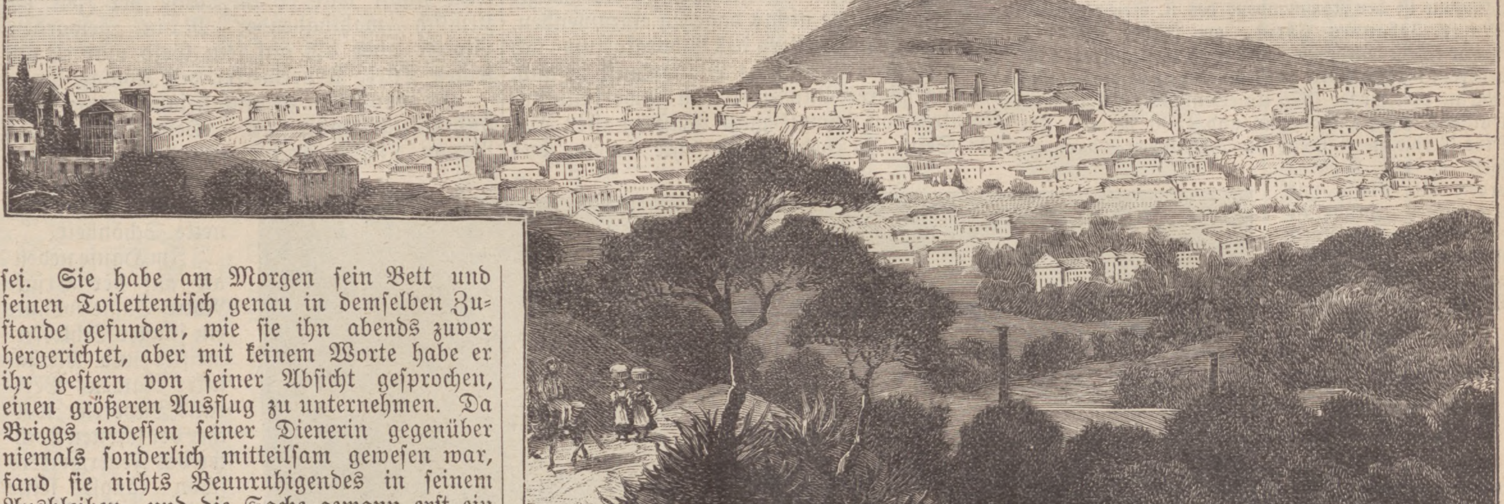
Er mochte wissen, daß er während der nächsten Minuten von dem Getroffenen nichts mehr zu fürchten habe, denn er legte, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, den kurzen Weg bis zu seinem Hause zurück.

„Der Liebestraum von Horta wäre also ausgeträumt," sagte er nur, als er das matt erhellte Zimmer betrat, das ihm während der letzten Monate als Wohn- und Arbeitsraum gedient hatte. „Und auch der dramatische Abschluß hat nicht gefehlt. Aber ich bedanke mich dafür, aus dem Helden eines Lustspiels zum Opfer einer Tragödie zu werden. Ein wahres Glück, daß die „Fenimore" da ist."

Damit warf er einen letzten Blick ringsumher und löschte die beiden Kerzen aus, die auf dem Schreibtische brannten.

— — — — — — — — — —

Am folgenden Mittag erzählte die Aufwärterin des Herrn Briggs der alten Paquita, daß ihr Herr die letzte Nacht außerhalb des Hauses zugebracht haben müsse und seltsamerweise auch bis jetzt nicht zurückgekehrt


Ansicht von Barcelona.

sei. Sie habe am Morgen sein Bett und seinen Toilettentisch genau in demselben Zustande gefunden, wie sie ihn abends zuvor hergerichtet, aber mit keinem Worte habe er ihr gestern von seiner Absicht gesprochen, einen größeren Ausflug zu unternehmen. Da Briggs indessen seiner Dienerin gegenüber niemals sonderlich mitteilsam gewesen war, fand sie nichts Beunruhigendes in seinem Ausbleiben, und die Sache gewann erst ein anderes Aussehen, als Paquita am Abend zu ihrer jungen Herrin von dem Verschwinden des Engländers sprach.

Eine furchtbare Veränderung ging in Antoniettas Antlitz vor, mit leidenschaftlichem Ungestüm ergriff sie den Arm der Dienerin und rief: „Geh auf der Stelle, dich zu erkundigen, ob er inzwischen zurückgekehrt ist, aber halte dich nicht einen Augenblick unnütz auf! Denke daran, daß ich die Sekunden zähle, bis du wiederkommst."

Und als nach kurzer Zeit Paquita zurückkehrte mit der Meldung, daß bisher weder Mr. Briggs selbst noch eine Nachricht von ihm eingetroffen sei, da warf Antonietta ohne ein Wort der Erwiderung ein dunkles Seidentuch über Kopf und Schultern und eilte aus dem Hause.

Einige Minuten später setzte sie ihren Fuß über die Schwelle der Nachbarwohnung, und das Erstaunen der alten Aufwärterin über den ungewöhnlichen Besuch hinderte sie nicht, die Person mit einer Flut von Fragen in Bezug auf den Verschwundenen zu überschütten. In der Hauptsache konnte die Dienerin nur wiederholen, was Antonietta bereits wußte. Einen Umstand aber brachte das junge Mädchen jetzt in Erfahrung, von dem ihr Paquita nichts erzählt hatte, und der doch von so furchtbarer Bedeutsamkeit war, daß all ihre bangen Befürchtungen durch ihn mit einem Schlage zur schrecklichen, zermalmenden Gewißheit wurden. Wohl zehnmal hatte sie die Aufwärterin bereits gefragt, ob sie im Hause oder im Garten denn gar nichts gefunden habe, was dazu dienen könne, den Verbleib des Herrn Briggs zu erklären, und immer hatte ihr das Weib mit Kopfschütteln geantwortet. Da plötzlich war in dem schwachen Gehirn der Alten eine Erinnerung aufgedämmert, sie hatte sich in das anstoßende Zimmer begeben und war gleich darauf zurückgekehrt, ein blinkendes Dolchmesser in der Hand.

„Das Ding da fand ich heute morgen neben der Hecke im Gebüsch," sagte sie gleichgültig. „Es sieht nicht aus, als ob es Mr. Briggs' Eigentum wäre; aber es mag doch sein, daß er es dort verloren hat."

Mit wildem Ungestüm hatte Antonietta der Frau die Waffe aus der Hand gerissen. Es war ein einfach gearbeitetes Messer mit feststehender Klinge, von der Art, wie es fast alle Fischer von Fayal zu tragen pflegen. In den hölzernen Griff aber waren von einer wenig kunstgeübten Hand zwei Buchstaben eingeschnitten — R. B. Diese konnten nichts anderes bedeuten als den Namen ihres ehemaligen Verlobten, Rodrigo Benar. Wie Fieberschauer schüttelte es Antoniettas zarte Gestalt, ihre dunklen Augen öffneten sich weit, und ihre Züge verzerrten sich.

„Mörder!" schrie sie, und noch einmal: „Mörder! Er hat ihn getötet!"

Ihre schlanken Finger krampfhaft um den Griff des Dolches klammernd, wankte sie zur Thür, wohl ohne selber zu wissen, was sie eigentlich beginnen wolle. Aber noch ehe sie die Schwelle erreicht hatte, brach sie zusammen und sank bewußtlos auf die Binsenmatte nieder. — —


Major Johannes Christ †. (S. 92)
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Früh am anderen Morgen wurde Rodrigo Benar in seinem Hause unter dem Verdacht des Mordes verhaftet. Antonietta Pollo war seine Anklägerin, und was sie auf ihrem Krankenbette den durch ihren Vater herbeigerufenen Beamten mitgeteilt hatte, schien allerdings in hohem Maße geeignet, den jungen Fischer zu belasten, um so mehr, als er das ihm vorgelegte Messer sofort als sein Eigentum erkannte, und sein zertrümmertes Nasenbein Zeugnis ablegte für einen stattgehabten Kampf.

Mit Blitzesschnelle hatte sich das Gerücht von dem rätselhaften Verschwinden des vornehmen Engländers und von der Festnahme Rodrigos in Horta verbreitet. Alle Welt wußte jetzt, warum Antonietta ihre Verlobung aufgehoben hatte, und welcher Art ihre Beziehungen zu dem blonden Fremdling gewesen waren. Und es gab in dem ganzen Orte schwerlich einen Menschen, der an der Blutschuld des als jähzornig und leidenschaftlich bekannten Rodrigo gezweifelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Die beiden **zusammengewachsenen Hindumädchen Radica und Doodica**, die als Schaustück des Zirkus Barnum die Welt durchreisten, sind in Paris durch den bekannten Chirurgen Dr. Doyen getrennt worden. Die Operation war dringend nötig, da Doodica so schwer an Tuberkulose erkrankt war, daß man ihr Ableben in kurzer Zeit befürchtete. Dann wäre auch Radica verloren gewesen. Der 7 Centimeter lange und 4 Centimeter dicke Hautstrang, welcher die zwölfjährigen Mädchen miteinander verband und zwei Blutadern führte, wurde ohne bedeutenden Blutverlust durchschnitten. Die Operation gelang vollkommen, doch starb Doodica an Darmtuberkulose wenige Tage später, während Radica der Genesung entgegengeht. — In der südafrikanischen Goldstadt Johannesburg, die jetzt ganz in englischen Händen ist, befindet sich auch eine deutsche Schule und Turnhalle, denn wo sich Deutsche in größerer Anzahl niederlassen, da wollen sie auch der heimischen Bildung in Bezug auf Geist und Körper eine Stätte bereiten. Die **deutsche Turnhalle in Johannesburg** ist ein stattliches Gebäude, und es steht zu hoffen, daß es den Engländern ebensowenig gelingen wird, sie zu anglisieren, wie dies ihnen bisher mit der deutschen Schule gelungen ist. — Die bedeutendste Handels- und Industriestadt Spaniens und Hauptstadt von Catalonien, **Barcelona**, ist wieder, wie schon so oft, der Schauplatz ernster Unruhen und eines allgemeinen Arbeitsausstandes, der diesmal äußerst bedrohliche Formen angenommen und zu Straßenkämpfen und zur Verhängung des Belagerungszustandes geführt hat. Barcelona liegt am Strande des Mittelmeeres auf einer welligen Ebene, zählt rund 280,000 Einwohner und mit den zahlreichen Vorstädten sogar 550,000. Von dem Castillo de Montjuich, einer Festung auf isoliertem, 230 Meter hohem Hügel, hat man eine

entzückende Aussicht über das sich weithin ausdehnende Häusermeer mit seinen Kirchen, Palästen, Fabriken, das von der gartenartig angebauten südlichen Landschaft anmutig umrahmt wird. — In Tsingtau ist der Kommandeur des 3. Seebataillons, **Major Johannes Christ**, am Fieber gestorben. Major Christ wurde im Jahre 1855 zu Frankfurt a. O. geboren, trat im April 1872 als Kadett in die deutsche Marine ein, wurde 1875 Unterleutnant, 1883 Oberleutnant, 1888 Hauptmann und 1896 Major. Für seine Verdienste während der chinesischen Wirren erhielt er den Kronenorden III. Klasse mit Schwertern. In ihm ist ein tüchtiger, bei seinen Kameraden wie Untergebenen gleich beliebter Offizier dahingegangen.

Vom Sturm überrascht.

(Mit Bild.)

So lieblich die schönen Voralpenseen dem Sommerfrischler erscheinen, wenn sie im Sonnenglanze glatt daliegen oder nur ein leichtes Lüftchen ihre Oberfläche kräuselt, so furchtbar kann ihr Anblick werden, wenn ein hereinbrechender Gewittersturm die weite Flut aufwühlt und die vom Gebirge herniederjagenden Wolken ihre Regengüsse mit den aufspritzenden Wogen mischen. Wer auf einem dieser Seen von solchem Unwetter überrascht wird, während er im leichten Kahn unterwegs ist, der fühlt sich aufs hohe Meer versetzt und in die Schreckenswelt seiner Stürme. Unser Bild zeigt einen alten Bauer im Einbaum auf dem Chiemsee im Kampf mit der aufgeregten Flut, wild peitscht der Sturm die Wellen empor, und der Schiffer muß alle Kraft und Geschicklichkeit aufbieten, um sein schwaches Fahrzeug sicher ans Ufer zu bringen.



Vom Sturm überrascht.

Der Feuerwerker des Königs.

Historische Erzählung von **Felix Tilla.**

(Nachdruck verboten.)

1.

In früheren Zeiten waren einige der alten Pariser Brücken mit Häuserreihen bedeckt, in welchen Handel- und Gewerbetreibende wohnten. So erhoben sich auf dem Pont au Change, der „Wechslerbrücke“, und auf der benachbarten Brücke Notre-Dame enge und düstere fünf- bis siebenstöckige Häuser; auf letzterer standen sie noch bis zum Jahre 1787. Der Pont au Change hat seinen Namen von den vielen Geldwechslern und Goldschmieden, welche einst dort wohnten und ihre Geschäfte betrieben, besonders auch Pfandleihgeschäfte.

Auf der Notre-Dame-Brücke hausten Gewerbetreibende anderer Art, so auch im Jahre 1698 Stephan Rollin, der „Feuerwerker des Königs“. Unmittelbar über der Seine hatte er im Erdgeschoß seines Hauses nach hinten zu sein mit gefährlichen Brand- und Explosionsstoffen angefülltes Laboratorium eingerichtet. Vielleicht hatte die Polizei aus dem Grunde nichts dagegen einzuwenden, weil unter den Fenstern des Laboratoriums sich die alte große städtische Wasserkunst befand, ein ungeheures Pumpwerk von schwerfälligster Konstruktion, womit man Wassermassen aus der Seine zu heben vermochte, wenn das Werk nämlich in Ordnung war. Aber damit haperte es leider nur gar zu häufig.

Stephan Rollin, ein Künstler in seinem Fache, bezog nur ein kleines festes Gehalt aus der königlichen Kasse. Recht bedeutend aber waren seine Einnahmen, wenn bei Hofe, in Versailles, St. Cloud und anderwärts, große prunkvolle Festlichkeiten stattfanden, wozu er dann das ihm hochbezahlte Feuerwerk lieferte. Ludwig XIV. war freilich nachgerade alt und etwas mürrischer Laune geworden, weswegen nicht mehr so viele Feste wie in früheren, lustigeren Zeiten veranstaltet wurden, dennoch geschah es hin und wieder noch. Außerdem arbeitete Rollin auch gelegentlich für die Festlichkeiten der guten Stadt Paris wie auch für Privatpersonen, die nach Feuerwerk Verlangen trugen. Durch seine Kunst war er im Laufe der Zeit ein ziemlich wohlhabender Mann geworden. Stolzer aber als auf sein Geld war er auf seinen Titel: Feuerwerker des Königs.

Er war schon ziemlich bejahrt, etwa fünfundfünfzig Jahre alt. Seine Frau hieß Nanon, seine Tochter Madelon. Letztere war eine dreiundzwanzigjährige brünette Schönheit.

Im Hause nebenan auf der Brücke Notre-Dame wohnte ein junger Schlossermeister und Mechaniker Namens Bertrand Duperrier, welcher der schönen Tochter des Feuerwerkers schon längst seine Neigung geschenkt hatte und von ihr auch wiedergeliebt wurde. Eines Tages erschien er denn auch in Rollins Wohnung und hielt um die Hand der schönen Madelon an. Sein Antrag fand bei dem Vater des jungen Mädchens leider eine sehr ungünstige Aufnahme.

„Meine Tochter soll keinen Schlosser heiraten!“ rief schroff der königliche Feuerwerker. „Meister Duperrier, schauen Sie sich gefälligst anderweitig nach einer für Sie passenden Frau um.“

„Bin ich Ihnen vielleicht nicht gut genug?“ fragte der junge Mann. „Wie hoch wollen Sie denn eigentlich hinaus mit Ihrer Tochter?“

„Gar nicht so hoch. Aber meine Tochter soll einen Feuerwerker heiraten, der einst mein Geschäft übernehmen und dasselbe fortführen kann.“

„Und wenn ich mich dazu bequemte, nebenbei Feuerwerker zu werden?“

„Nebenbei? Was denken Sie? Die Pyrotechnik ist eine schwierige Kunst, die man nicht so „nebenbei“ betreibt. Gehen Sie, Herr!“

Traurig ging der junge Schlossermeister von dannen. Er glaubte unter solchen Umständen keine Hoffnungen mehr hegen zu dürfen. Bei den Rollins aber kam es zu einer sehr erregten Familienscene. Vorwürfe und finstere Blicke auf der einen, Vorwürfe und heiße Thränen auf der anderen Seite.

„Der junge Schlossermeister hat sein reichliches Auskommen,“ sagte Frau Nanon. „Wenn Madelon ihn heiratet, so ist sie gut versorgt. Warum hast du also diesem ehren-

Humoristisches.

Ein Wunder.



werten Bewerber so schroff die Thür gewiesen?"

„Weil ich königlicher Feuerwerker bin, dessen Tochter unmöglich einen simplen Schlossermeister heiraten darf," versetzte mit würdevollem Stolze Rollin.

„Du denkst wohl gar daran, sie mit deinem Gehilfen Jerôme Coquerel, diesem heuchlerischen Schleicher, zu vermählen?"

„Ja, daran denke ich allerdings, Nanon."

„Mit einem Menschen, der schielt und auch sonst —"

„Das sind Lappalien, an die man sich bald gewöhnt. Er ist ein anständiger Mensch und hat ein gutes Gemüt — darauf kommt's im Ehestande hauptsächlich an."

„Nie und nimmer werde ich den Jerôme heiraten!" rief energisch Madelon und brach in Thränen aus. „Lieber bleibe ich ledig oder gehe ins Kloster der Ursulinerinnen!"

„Nun, Madelon, du wirst schon mit der Zeit auf andere und bessere Gedanken kommen. Sieh, ich bin bereits ziemlich bei Jahren und habe leider keinen Sohn, der mein Nachfolger werden könnte. Jerôme Coquerel ist dieser Nachfolge würdig, denn er ist sehr geschickt im Fach und hat neuartige Flambovants und Leuchtkugelraketen erfunden, die alles bisher Geleistete übertreffen."

„Dein Nachfolger mag er meinetwegen werden, Vater, aber nicht dein Schwiegersohn, denn ich werde ihn niemals zum Manne nehmen."

„Kommt Zeit, kommt Rat und weislichere Ueberlegung. Gewiß ist's, daß Coquerel dich liebt, daß er förmlich schmachtet nach deinem Anblick."

„Jawohl, das habe ich längst bemerkt, und es ist mir höchst unangenehm."

„Wirst hoffentlich bald besser von ihm denken. Ein andermal sprechen wir weiter über die Sache. Jetzt habe ich keine Zeit mehr. Ich muß schnell sechs Dutzend Kanonenschläge anfertigen für den tollen Prinzen von Conti, der zuweilen ein sonderbares Vergnügen daran findet, solche plötzlich loszuknallen, um seiner edlen Gemahlin und anderen vornehmen Damen Schrecken einzujagen. Er ist ein merkwürdiger Kauz, dieser erlauchte Prinz. Auch soll nach etlichen Wochen bei Hofe eine Vermählungsfeier stattfinden, und dafür ist bei mir eine große Menge Feuerwerk bestellt."

Mit diesen Worten ging Rollin in sein Laboratorium. Seine Frau und Tochter aber blieben im höchsten Grade mißmutig im Wohnzimmer zurück.

Allerdings war's richtig, daß Jerôme Coquerel die reizende Madelon liebte. Es hatte ihm aber kaum zweifelhaft bleiben können, daß er ihr geradezu widerwärtig sei. Dennoch hegte er in seinem Innern die angenehmsten Hoffnungen. Besaß er doch die Hochachtung und das Wohlwollen des Vaters der Schönen.

Er befand sich im Laboratorium bei der Arbeit.

„Eben war der Nachbar Duperrier bei Ihnen?" fragte er lauernd Rollin.

„Jawohl, mein lieber Coquerel. Können Sie sich denken, was er wollte? Er hielt um Madelons Hand an."

„Und Sie?"

„Ich wies ihn selbstverständlich ab. Meine Tochter soll einen Feuerwerker heiraten, das sagte ich ihm. Da meinte der gute Mann, daß er ja auch Feuerwerker „so nebenbei" werden könne."

„Hahaha! Der Einfaltspinsel!"

„Ja, wirklich zum Lachen war's. Ich wies ihm die Thür."

Beide machten sich dann eifrig daran, die Kanonenschläge für den Prinzen von Conti anzufertigen.

Nach Verlauf einer Stunde etwa blickte Jerôme Coquerel zufällig einmal aus dem Fenster auf die große hölzerne Plattform der städtischen Wasserkunst und den Seinefluß hinaus.

„Was Tausend hat denn unser Nachbar Duperrier da unten vor?" rief er verwundert.

„Hm, er wird sich doch hoffentlich nicht aus Liebesgram ersäufen wollen?"

„Nein. Danach sieht es gerade nicht aus."

Stephan Rollin schaute ebenfalls aus dem Fenster. Auf der Plattform war Bertrand Duperrier mit seinen vier Gesellen emsig beschäftigt, eine aus Holzwerk und blanken Metallteilen verfertigte Maschine auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Dieselbe war mit zwei Röhren und daran festgeschraubten langen, schlangenähnlichen, aus wasserdicht gemachtem Segeltuch verfertigten Schläuchen versehen. Den einen Schlauch, an dessen Ende eine metallene siebartige Vorrichtung angebracht war, ließen sie ins Wasser hinabhängen. Es war nämlich ein Saugrohr. Als darauf die Gesellen die Hebeldruckstangen des Apparats in Bewegung setzten, und Duperrier das am Ende des anderen Schlauches befestigte Metallrohr hochhob, da schoß aus demselben ein kräftiger Wasserstrahl hervor.

Dies wurde eine Weile probiert, anscheinend sehr erfolgreich.

„Es ist wahrhaft gut gelungen," sagte zufrieden der junge Schlossermeister zu seinen Leuten. „Die Maschine arbeitet gerade so, wie ich mir das gedacht hatte."

„Wie soll das Ding nun heißen?" fragte ein Geselle.

„O, es möge nur ein ganz einfacher und bescheidener Name sein, ein solcher aber, der die Leichtigkeit betont, also etwa „Pompe portative", eine tragbare Spritzpumpe."

„Ja, das ist meiner Treue ein guter, passender Name, Meister!" —

Oben im Laboratorium des Feuerwerkers sagte Coquerel: „Das wunderliche Ding scheint so eine Art von Pumpe zu sein."

„Dem ist wohl so," meinte Rollin spöttisch. „Haha, da er bei der Feuerwerkerei nicht gebraucht werden kann, wie ich ihm vorhin klar machte, so verlegt er sich jetzt auf Wasserkünste."

„Brotlose Künste wahrscheinlich."

„Das glaube ich auch."

„Jetzt schleppen sie das wunderliche Ding weg," sagte der Gehilfe.

In der That entfernten Duperrier und seine Leute sich mit der neuen Maschine, deren Schläuche sie sehr sorgfältig zusammengerollt hatten, von der Plattform. Rollin und Coquerel wandten sich danach wieder eifrig ihren Arbeiten zu.

2.

Der sinnreiche Apparat, den Bertrand Duperrier erfunden, verfertigt und „Pompe portative" genannt hatte, war eine neuartige Feuerspritze.

Bis dahin waren für Feuerlöschzwecke, außer kleinen, wenig Nutzen schaffenden Handspritzen, nur große, sehr schwerfällige Feuerlöschmaschinen im Gebrauch, von der Art, wie in Nürnberg die Mechaniker Johann und Georg Hautsch, Vater und Sohn, solche lieferten; oder die fast noch schwerfälligeren der Gebrüder Nikolaus und Johannes van der Heide in Amsterdam. Diese großen, plumpen Feuerspritzen waren schwer zu transportieren, noch schwerer zu regieren, und sie erforderten sehr viele kräftige Männer zur Bedienung. Zu einer der Nürnberger Spritzen waren achtundzwanzig starke Männer nötig, um sie in Bewegung zu setzen.

Die Gebrüder van der Heide in Amsterdam hatten im Jahre 1690 eine umständliche Beschreibung ihrer damals neu erfundenen großen Feuerspritze, geziert mit schönen Kupferstichen, im Druck herausgegeben. Davon war einige Zeit später in Paris eine französische Uebersetzung veranstaltet worden, von welcher ein Exemplar dem strebsamen Schlossermeister Duperrier in die Hände geriet. Er studierte mit aufmerksamem Interesse die Kupfertafeln und den Text, sowie beiläufig auch die in Paris bei Feuersbrünsten gebräuchlichen großen unpraktischen, nach holländischer Art gebauten Spritzen und kam auf den Gedanken, daß es vielleicht möglich sein würde, ganz andere, viel praktischere, besonders aber leichter zu transportierende und bequemer zu handhabende Feuerspritzen zu bauen.

Sein Streben gelang ihm. Das Resultat desselben war die Erfindung der „Pompe portative". Diese neue Feuerspritze arbeitete mit Leichtigkeit und gutem Nutzeffekt; sie ließ sich schnell und leicht überallhin fahren und unter Umständen auch tragen, treppauf oder treppab, in die engsten Gäßchen und Winkel, wohin man mit den großen, schwerfälligen Spritzen gar nicht zu gelangen vermochte. Und nur wenige Männer waren zu ihrer Bedienung nötig.

Es genügte aber nicht, eine gute, praktische Erfindung zu machen, man muß es auch verstehen, sie zur Geltung zu bringen. Bekanntlich ist letzteres zuweilen schwieriger als ersteres.

Kurz zuvor — im Jahre 1697 — war d'Argenson Polizeileutnant von Paris geworden. Das war damals der Titel des höchsten Polizeibeamten, bedeutete also so viel wie heutzutage Polizeipräsident. Dieser ausgezeichnete und sehr energische Beamte führte viele vortreffliche Neuerungen ein, den öffentlichen Sicherheitsdienst, den Marktverkehr, die Pflasterung der Straßen und Plätze, deren Reinigung und bessere Beleuchtung betreffend. Besonders aber beschäftigte er sich mit der Verbesserung und gründlichen Umgestaltung des Feuerlöschwesens.

Also war es füglich erklärlich, daß Bertrand Duperrier sich mit einem Gesuch an ihn wandte, worin er ihn ehrerbietigst bat, öffentlich eine Probe mit der neuerfundenen Feuerspritze vor ihm selbst und anderen maßgebenden Persönlichkeiten der hauptstädtischen Verwaltung veranstalten zu dürfen. Längere Zeit verging darüber; der Erfinder hatte noch keinen Bescheid erhalten; solche Verzögerung brachte hauptsächlich der herkömmliche langsame Kanzleischlendrian mit sich, den auch d'Argenson nicht auszurotten vermochte.

Da trat aber ganz unerwartet ein Ereignis ein, welches mit einemmal den jungen Erfinder mächtig vorwärts half und ihm auch in anderer Hinsicht sein Lebensglück schuf.

Ein sonniger Frühlingsnachmittag war's. In ihrem Laboratorium arbeiteten eifrig Stephan Rollin und Jerôme Coquerel an der Herstellung der vielen Feuerwerkskörper, welche für die in Versailles bei Hofe bevorstehende große Vermählungsfestlichkeit bestellt waren. Sie beschäftigten sich gerade damit, große Leuchtraketen zu stopfen, wozu sie hölzerne Schlegelhämmer gebrauchten.

Zu dem Behufe war auf dem Werktische ein großer Haufen losen Pulvers aufgeschüttet. Nahe beim Tische standen außerdem zwei volle Pulverfäßchen.

Selbstverständlich arbeiteten die beiden Feuerwerker unter genauer Beobachtung aller notwendigen Vorsichtsmaßregeln. Aber wenn

ein Unglück geschehen soll, so nützt keine Vorsicht.

Die liebe Sonne wurde zur Brandstifterin. In einem Fenster des Laboratoriums stand eine kugelförmige Glasflasche. Nahe dabei lagen zwei Häufchen Baumwollflocken und eine Anzahl leerer Raketenhülsen. Der Strahl der Sonne traf nun so seltsam die Wölbung der runden Glasflasche, daß sie gewissermaßen zu einem Brennglas wurde.

Plötzlich verbreitete sich ein brenzlicher Dunst im Laboratorium.

„Hoho, was ist das?" rief Rollin bestürzt und hob den Kopf von der Arbeit.

„Es riecht so sengerich," bemerkte Coquerel. „Vielleicht dringt dieser Dunst von der Schlosserwerkstatt nebenan herein."

„Nein, nein, es ist bei uns!"

„Alle Wetter! Ha — da am Fenster —"

„Die Baumwolle brennt!"

„Und die Hülsen fangen auch Feuer!"

Beide liefen zum Fenster hin. Es war aber schon zu spät. Brennende Baumwollflocken fielen nieder auf einen auf dem Fußboden lagernden Stapel fertiger Feuerwerkskörper. Dieselben gerieten augenblicklich in Brand und explodierten unter heftigem Knallen. Schwärmer und Frösche zischten feuersprühend im Laboratorium umher. Sprang davon einer in den Pulverhaufen auf dem Werktische, so war eine furchtbare Katastrophe unvermeidlich.

„Wasser her!" schrie Rollin.

„Nur eiligste Flucht kann uns retten!" rief Coquerel voller Entsetzen. Damit riß er die Thür auf und rannte davon.

„Elende Memme!" donnerte Madelons Vater ihm nach.

Rollin bemühte sich mit Löschversuchen, indem er einen Teppich über die brennenden Sachen warf und einen leeren Sack über den Pulverhaufen auf dem Tische, um eine große, verderbenbringende Explosion möglichst zu verhüten.

Das nützte aber nichts, wenigstens nicht in Bezug auf die schon brennenden Feuerwerkskörper. Immer mehr davon gerieten in Brand. Auch der Teppich fing Feuer. Mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer und ergriff knisternd und prasselnd schon die Holztäfelung in der Ecke beim Fenster.

Explosionen und Detonationen erfolgten jeden Augenblick. Feurige Raketen und Schwärmer zischten durch die Fenster, deren Scheiben zertrümmernd. Rauchmassen erfüllten das Haus und drangen ins Freie.

Draußen schrie Coquerel wie unsinnig: „Feuer! Feuer! Es giebt gleich eine große Explosion! Rette sich, wer kann!"

Da erscholl das Schreckensgeschrei vieler Leute, die in den alten baufälligen hohen Häusern auf der Brücke wohnten.

„Flieht! Flieht! Das Laboratorium des Feuerwerkers brennt! Gleich fliegt das Haus in die Luft!"

Frau Nanon und Madelon, obgleich beide höchlichst erschrocken, waren mit zwei Eimern Wasser dem Gatten und Vater zu Hilfe geeilt. Die Wassereimer wurden über das Feuer ausgegossen. Doch gelang es damit nicht, den Brand zu löschen. Immer größer wurde die Not.

Mit dem Pumpwerk der städtischen Wasserkunst unten schnell Wassermassen in das Laboratorium zu leiten, um es gänzlich zu überschwemmen und so das Feuer radikal zu löschen, war leider nicht möglich. Das Pumpwerk befand sich nicht in Ordnung. Auch war keine Mannschaft zur Bedienung da.

Auf das rasche Herbeikommen der großen, schwerfälligen Spritzen war auch nicht zu hoffen. Wahrscheinlich hätten sie auch gar nicht zur Brandstätte hingelangen können wegen der durch die alten Häuser beengten Passage auf der Brücke. Es schien fast keine Rettung mehr möglich.

Und doch kam sie plötzlich ganz unverhofft. Durch das Fenster wurde von außen herein ein Metallrohr geschoben, und dann ergoß sich ein kräftiger Wasserstrahl in das Laboratorium, nach der Ecke hin, wo hauptsächlich das Feuer wütete.

Es war Bertrand Duperrier, der hier Gelegenheit fand, seine neuerfundene Feuerspritze in einem Ernstfalle zu erproben. Er stand auf einer kurzen, außen angesetzten Leiter, den Oberkörper durchs Fenster neigend, und leitete geschickt und wirkungsvoll das Spritzrohr. Seine Gehilfen setzten unten auf der Plattform die Hebeldruckstangen der neuen Spritze in Bewegung.

Das Rettungswerk gelang. Nach zehn Minuten war das Feuer völlig gelöscht und jede Gefahr beseitigt.

„Meinen herzlichsten Dank, Nachbar!" rief der Feuerwerker. „Wahrlich, das war Hilfe in der Not!"

„Einer muß dem anderen beistehen in Gefahr und Not, so ist's meine Weise," versetzte der junge Schlossermeister, indem er gewandt durchs Fenster ins Laboratorium hineinsprang.

„Nachbar, wahrhaftig, Sie beschämen mich durch Ihren Edelsinn! Wenn ich bedenke, was neulich zwischen uns vorgefallen ist —"

„O, das kommt in solchen gefährlichen Augenblicken nicht in Betracht. Außerdem hatte ich ja selbst das dringendste Interesse, mein eigenes Haus und Geschäft zu schützen. Und dann — das verhehle ich gar nicht — dachte ich auch sehr lebhaft an die große Gefahr, in welcher Fräulein Madelon sich befand."

Madelon und Frau Nanon sprachen nun ebenfalls dem wackeren Retter ihren heißen Dank aus.

„Wo ist denn eigentlich Jerôme Coquerel?" fragte darauf Duperrier, sich umschauend.

„Die elende Memme!" rief Rollin. „Ausgerissen vor der Gefahr ist der feige Wicht!"

„Das betrachte ich als ein besonderes Glück für mich bei all dem Unglück!" rief Madelon. „Denn nun wirst du doch gewiß nicht mehr verlangen, Vater, daß ich einen solchen Menschen heiraten soll?"

„Nein, das soll nicht geschehen," sprach der Feuerwerker. „Damit ist's aus. Nimmermehr gebe ich meine Tochter einem solchen Feigling, der in der Stunde der Gefahr seinen Meister schnöde im Stiche läßt."

Alsbald kamen auch mehrere Herren ins Haus und ins Laboratorium, unter ihnen der Polizeileutnant d'Argenson in Person. Er hatte beim Ausbruch des Feuerlärms sich gerade in der Nähe der Notre-Dame-Brücke befunden.

Halblaut sagte er zu einem anderen Herrn: „An und für sich würde ich es gar nicht für ein so großes Unglück halten, wenn eine tüchtige Feuersbrunst uns von den alten Häusermassen auf den Brücken befreite. Man wird sich, wenn das Feuer nicht hilft, mit der Zeit doch einmal dazu entschließen müssen, all diesen mittelalterlichen Gebäudekram wegzureißen. Aber wir werden das wohl leider nicht erleben."

Er hatte recht. Erst in späterer Zeit verschwanden die alten Gebäude von der Brücke Notre-Dame, dem Pont au Change und dem Petit Pont. In den himmelhohen, überhängenden, düsteren, auf den genannten und noch anderen der ältesten Pariser Brücken erbauten Häusern wohnten und betrieben ihre Geschäfte vormals über zehntausend Menschen.

Der hohe Polizeibeamte erfuhr, daß der Schlossermeister Duperrier mit seiner neuerfundenen Spritze das Feuer gelöscht und dadurch eine gefährliche Pulverexplosion verhütet habe. Mit großem Interesse besah er die neuartige Feuerspritze, ließ sich die Handhabung derselben erklären und zeigen, worauf er sich sehr lobend darüber aussprach.

Die Folge davon war, daß schon nach wenigen Tagen achtzehn solcher Feuerspritzen für die Stadt Paris bestellt wurden, welche Anzahl einige Jahre später bis auf dreißig vermehrt wurde.

Auf d'Argensons Befehl wurde Bertrand Duperrier auch zum Brandmeister und Feuerlöschdirektor von Paris mit ansehnlichem Gehalte ernannt. Die Spritzenleute, welche er fortan befehligte und einübte, nannte er „Pompiers", welche Benennung die Pariser Feuerwehrleute bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Auf seine praktischen Feuerspritzen erhielt er ein königliches Privilegium, welches er einer Fabrik zur Ausnutzung überließ, die ihm dafür bedeutende Summen alljährlich zahlte.

So wurde er durch die Erfindung ein angesehener und mit der Zeit auch ein wohlhabender Mann.

Stephan Rollin zahlte dem erbärmlichen Jerôme Coquerel, als dieser sich wieder bei ihm meldete, sofort seinen Lohn aus und hieß ihn sein Bündel schnüren, zur Freude Madelons und der Frau Nanon. Danach schaffte der Feuerwerker sich einen anderen tüchtigen Gehilfen an.

Jetzt hatte Rollin gar nichts mehr gegen die Liebe seiner Tochter zu Bertrand. Die beiden wurden bald ein Ehepaar und lebten lange Jahre glücklich und zufrieden in einem schönen Hause am Platze St. Eustache, im Mittelpunkte von Paris.

Mannigfaltiges.

Die Vorsichtigkeit des Fuchses. — Wohl bei keiner anderen Gelegenheit zeigt sich die Vorsichtigkeit des Fuchses mehr, als wenn ihm eine Falle gelegt wird, in der er sich fangen soll. Die verwendeten Köderstücke müssen mit der peinlichsten Sorgfalt behandelt werden, damit ihnen auch nicht der leiseste Geruch vom Menschen anhaftet, weil sonst der Fuchs sofort Unrat wittern würde. Man wählt zum Fang des Fuchses gewöhnlich einen sogenannten Schwanenhals, der mit einem Abzugsbissen versehen wird. Sobald diesen der Fuchs annimmt, schlägt der Schwanenhals zusammen. Außerdem streut man noch auf dem Fangplatz verschiedene Vorwurfsbrocken aus, durch deren Verzehrung der Fuchs dreist gemacht werden soll. Aber trotz aller dieser Maßregeln läßt sich der Fuchs oft genug nur äußerst schwer zu einer Unbedachtsamkeit verleiten. Einen interessanten Beleg hierfür giebt ein Erlebnis des bekannten Weidmanns E. v. d. Bosch.

„Der Schwanenhals," berichtet derselbe, „war auf einem dem Fuchse bereits bekannten Winterfangplatz gelegt; es war eine Blöße in hohem Holze, das Eisen selbst lag schon zehn Tage und Nächte versichert und gut eingebettet an seiner Stelle. Außer einigen Vorwurfsbrocken war auch der Abzugsbissen an seinen Platz gelegt worden, zunächst natürlich frei, nicht am Abzugsfaden befestigt. Während der zehn Nächte hatte der Fuchs in sieben sowohl die Vorwurfsbrocken, als auch regelmäßig den Abzugsbissen angenommen. Jeden Tag wurden neue hingelegt und genau an dieselben Stellen; letztere waren zum Teil durch unscheinbare Stäbchen markiert. Die elfte Nacht hatte ich zum Fange bestimmt, und da Mondschein war, wollte ich von der Kanzel aus, die auf einer hohen alten Kiefer war, das Schauspiel abwarten. Und ein solches wurde es auch. In der letzten Nacht hatte der Fuchs wieder höchst gewissenhaft alles angenommen, den Abzugsbissen ebenfalls, kurzum der sichere Fang in kommender Nacht war

über jeden Zweifel erhaben. Aber wer kennt diesen Schlauberger ganz aus! Neue Brocken waren gelegt, und ein neuer Abzugsbissen, diesmal natürlich am Abzugsfaden befestigt, zuletzt das Eisen fängisch gestellt und, wie jeden Tag, der Platz sauber gekehrt. Nichts fehlte, nichts war verabsäumt, der Brocken und der Abzugsbissen waren sogar von derselben gebratenen Katze wie nachts zuvor.

Rechtzeitig bestieg ich die Kanzel, die Nacht war prächtig, ruhig und hell, der Wind gut und die Kanzel hoch. Darum konnte auch ohne Gefahr die dampfende Pfeife ihre Schuldigkeit thun. Das hob die Stimmung, kurz, es war da oben ganz behaglich, denn Reineke war ja schon so gut wie sicher.

Es dauerte auch nicht gar zu lange, und er kam vertraulich herangetrabt; ohne jede, sonst von den Füchsen beobachtete Vorsichtsmaßregel nahm er alle Vorwurfsbrocken ziemlich schnell an. Jetzt nahm er den letzten, nur noch wenige Augenblicke, und das Eisen hatte ihn! Ja, es hatte ihn! Aber nicht in dieser Nacht. Sowie er den letzten Brocken verspeist hatte, setzte er sich behaglich nieder, schabte sich und schaute, den Kopf etwas schief, den Abzugsbissen lange, lange unverwandt an. Plötzlich fing der Fuchs an, den Platz mehreremal zu umkreisen, dann wieder Ruhe, wieder kreisen und sitzen, diesmal dicht neben dem Eisen. Jedesmal atemloses Lauschen auf der Kanzel, die Pfeife war längst ausgegangen. Mit einemmal fing Reineke an, von der Seite aus über das Eisen zu springen, hin und her, hopp — hopp — hopp — hopp, ähnlich wie ein Eichhörnchen im Käfig, die Sprünge waren ganz gleich- und regelmäßig, die Bewegungen höchst drolliger Art. Dann plötzliches Einhalten mit diesem Jongleurstückchen, kurz abschwenken und forttraben war das Werk eines Augenblicks. Ich wartete vergeblich eine Stunde auf der Kanzel, Reineke kam nicht wieder.

Am nächsten Tage wurden mit allen Vorsichtsmaßregeln neue Vorwurfsbrocken gelegt, von dem übrigen nichts angerührt. Das Eisen war vom Fuchse ganz unberührt geblieben und nicht im geringsten bloßgelegt. Der nächste Abend fand mich wieder rechtzeitig auf der Kanzel. Fast zur selben Zeit und in derselben vertrauten Weise erschien der Fuchs wieder auf der Bildfläche, aber auch fast genau dasselbe Schauspiel wie gestern wiederholte sich, nur dauerte das „hopp — hopp" durch eine dazwischen gelegte Ruhepause diesmal länger. Dann wieder ein plötzliches Kehrt! Marsch! Eine Stunde ungeduldigen Wartens, dann mißmutiges Nachhauseschlendern meinerseits.

Nächsten Tag dieselben Vorsichtsmaßregeln, alles wie gestern. Ich hatte aber diesmal die feste Absicht mit auf die Kanzel genommen, bei nochmaligem Abzuge Reinekes ihm mit der Flinte den Pelz tüchtig zu zeichnen. Das Licht war gut, die Flinte war der Absicht gemäß geladen. Doch es kam anders, der Schuß wurde gespart. Mit großer Pünktlichkeit kam Reineke angetrabt, schnell wurden die Brocken genommen, dann kurze Pause, nochmaliges Umkreisen und wieder Pause der Ueberlegung dicht vor dem Eisen. Plötzlich, fast wie von Wut gepackt, stürzte er sich mit ungeheurer Schnelligkeit auf den Abzugsbissen, und präzise that das gut eingebettete Eisen seine Schuldigkeit — Reineke war gefangen."

Wie dem Fuchs, so wird auch dem anderen Raubzeug, das unsere Wälder durchstreift, dem Baummarder, dem Iltis, Wiesel und Dachs, in ähnlicher Weise nachgestellt, aber keiner von ihnen zeigt sich gleich vorsichtig wie der Fuchs. [Th. S.]

Wie man früher Hofmedikus wurde. — Im Inventar der königlichen Rüstkammer zu Berlin aus dem Jahre 1718 ist unter anderem ein Richtschwert beschrieben, auf dessen Klinge die Jahreszahl 1602 eingegraben ist. Dabei ist bemerkt, daß mit demselben der Scharfrichter Martin Kohlentz hundertunddrei Personen „decollieret" hat, sein Vater neunzehn und sein Großvater achtundsechzig. Da Seine Majestät der König den Kohlentz aus besonderer Gnade zu „Dero Hofmedico" gemacht, hat er dies Schwert „Seiner Majestät präsentiert und ist es zur Rüstkammer geliefert am 2. Mai 1703". Zwei andere Richtschwerter mit den Jahreszahlen 1542 und 1618, welche demselben „Hofmedikus" gehörten, kamen auf die Rüstkammer am 20. November 1709. Wahrscheinlich gingen diese drei Richtschwerter im Oktober 1760 verloren, als der russische Generalmajor v. Totleben die in der Rüstkammer, sowie im Zeughause befindlichen Gegenstände als Kriegsbeute fortschleppte.

Hierzu ist zu bemerken, daß in früheren Zeiten, als die Aerzte noch selten waren, die Scharfrichter sich oft mit Kuren an Menschen und Vieh abgaben und manche von ihnen durch ihre praktischen Kenntnisse, namentlich als Wundärzte, sich eines gewissen Rufes erfreuten. Ein Avancement vom Scharfrichter zum Hofmedikus, und noch dazu am preußischen Hofe, dürfte jedoch wohl einzig in seiner Art sein. [C. T.]



Schamanen.

Zurechtgewiesen. — Die Baronin v. Gerlach, welche sich nach dem Tode ihres Mannes in bedrängter Lage befand, bat den Kaiser Joseph II. in Wien um eine Pension. Der Kaiser hatte von der adelsstolzen Dame nicht viel Günstiges gehört und fragte sie in der Audienz: „Haben Sie Kinder, Madame?"

„Ja," lautete die dünkelhafte Antwort, „zwei Junker und drei Fräulein."

„Hm —" erwiderte Joseph II. mit ironischem Lächeln, „ich hatte auch einmal ein Mädchen, aber das ist gestorben." [F. W.]

Die Schamanen.

(Mit Abbildung.)

Im Völkerleben des südöstlichen Sibirien spielen die Schamanen als Priester, Aerzte und Wunderthäter eine große Rolle. Man glaubt, daß sie durch ihre Gebete, Opfer und Beschwörungen großen Einfluß auf die Götter und die Geister der Verstorbenen ausüben, und bei allen Feierlichkeiten der Familie und des Stammes werden sie zugezogen. Sie müssen Herden und Felder segnen, Not und Dürre beschwören, Krankheiten heilen u. s. w. Die Beschwörungszeremonie wird durch den Schamanentanz ausgeführt. Die Schamanen erscheinen dabei in einem höchst phantastischen Anzuge, von welchem jedes Stück seine ganz besondere Bedeutung hat, in der Hand die geweihte Handtrommel. Während des Tanzes fingen sie und schlagen bald lauter, bald leiser, bald in schnellem Wirbel, bald langsam die magische Trommel. Nach dieser Musik drehen, springen und winden sich die Tänzer, wobei sie in die höchste Aufregung geraten und, da der Tanz oft stundenlang währt, manchmal wie tot hinfallen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 11:
Sich selbst besiegen ist ein edler Sieg.

Charade. (Fünfsilbig.)

Die beiden ersten sind die Thätigkeit,
Mit welcher deutsche Frau'n in früherer Zeit
Die Stunden kürzten am bewegten Rade;
Und die drei letzten, wie der Schnee so weiß,
Besaßen sie als Lohn für ihren Fleiß
Und bargen sie mit Stolz in Truh' und Lade.

Doch wenn's den Frau'n an Fleiß und Ordnung fehlt
Und sie nicht Sinn für Reinlichkeit beseelt,
Sieht man im Haus das ganze Wort mit Schauer;
Verunziert wird dadurch der schönste Bau;
In seiner Mitte sitzen, Grau in Grau,
Die beiden ersten gierig auf der Lauer.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösungen von Nr. 11:

des Ausschnitt-Rätsels: **Viel**fraß, **Schö**nebeck, **Knecht**, Korn**blume**, Perga**ment**, Ge**find**eordnung, **Kauf**mann, **Ferdinand**, **An**den**ken**, Norman**die**, **Haus**wirt, Für**bitte**, Füh**rer**, Sch**wur**, Ga**zelle**, **Wer**bung, **Olden**burg =
Viel schöne Blumen sind auf Erden,
Die aus bittrer Wurzel werden;
des Homonyms: Verlegen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.